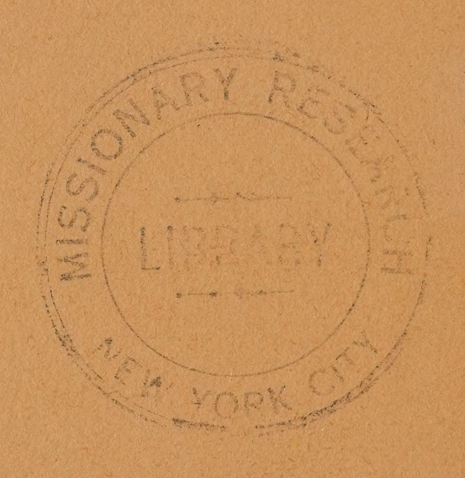
Hans Peter Hallbeck



von

H. G. Schneider

Diese Erzählung ist in der 1. und 2. Auflage unter dem Titel
In fernen Heidenlanden
Missionserzählungen für die Jugend von H. G. Schneider
Nr. 5. Hans Peter Hallbeck
ausgegangen.



Druck von Gustav Winter in Herrnhut

Hans Peter Hallbeck

,1784-184

Aus dem Leben eines Missionars

Von

† H. G. Schneider

3. Auflage



Verlag der Missionsbuchhandlung Herrnhut

1925



Hans Peter Hallbeck

Von Kopenhagen, der Hauptstadt Dänemarks, bringt den Reisenden ein Dampfschiff in etwa 1¾ Stunden über den Sund hinüber nach Malmö. Die Stadt Malmö liegt schon auf schwedischem Grund und Boden. Wenn sich auch nicht grade in jedem Schweden ein Gustav Adolf oder ein Karl der Zwölfte verbirgt, so gibt's doch unbestreitbar dort im Lande sehr viele liebe, prächtige Leute. Ich, der Erzähler weiß das; denn ich habe mehr als 13 Jahre in Schweden gewohnt und dort eine Art zweites Vaterland gefunden. Noch heute schlägt mir mein Herz rascher und freudiger, wenn ich einem swensk man eller qvinna (schwedischem Manne oder Frau) begegne und mit ihnen mich in ihrer klangvollen, kurzangebundenen, kräftigen Muttersprache unterhalten kann. Darum erzähle ich Euch auch sehr gern einmal von einem sehr braven und tüchtigen schwedischen Mann, der Hans Peter Hallbeck hieß. Am 18. März 1784 wurde er in Malmö geboren, freilich zu einer Zeit, in der es noch keine Dampfschiffe gab. Das erste Dampfschiff wurde 1807 in Amerika gebaut und war viel zu klein, um sich aufs Meer hinauswagen zu können. Erst im Jahr 1838 kam ein großer Dampfer von Nordamerika über den atlantischen Ozean nach Europa gefahren. Nun, obwohl damals noch nicht die Dampfschiffe erfunden waren, so focht das den kleinen Hans Peter doch sehr wenig an, er war vielmehr von Anfang an ein heiteres und fröhliches Kind. Sein Vater hatte als ehrbarer, geschickter Böttchermeister sein gutes Brot. Daß sein Söhnchen nicht aus der Art schlagen, sondern auch seinen Mann stellen würde, das zeigten schon zwei kleine Begebenheiten aus dessen zarter Kindheit. Es kam

einmal ein Oheim auf Besuch ins Haus und brachte dem eben erst drei Jahr alt gewordenen Hans Peter ein Paar allerliebste, kleine Stiefelchen zum Geschenk mit. Es waren die ersten Stiefeln, die das Büblein empfing. Gab das eine Freude! Wie der Wind riß er die Schuhe, die er trug, von den Füßen und fuhr in die neue Fußbekleidung, die ihm recht gut paßte, nur etwas zu weit war. Indes als er nun begann umherzuwandeln und gar zu springen, so ging's ihm wie im Anfang dem gestiefelten Kater. Er fiel beständig hin, tat sich weh, und weinte und schrie. Es blieb nichts anders übrig, die Stiefel mußten wieder ausgezogen und aufgespart werden, bis er gelernt hatte, fester auf seinen Füßen zu stehen. In diesen Urteilsspruch sich zu finden, wurde ihm jedoch recht schwer. Er saß eine Zeitlang still da und grübelte. Dann war er plötzlich und zwar mit den Stiefeln verschwunden. Man bemerkte es zuerst nicht, dann suchte man ihn. Und wo wurde er gefunden? In der Schlafstube. Dort war er in sein Bett geklettert, hatte wieder sich die neue Fußbekleidung angezogen und stieg nun gestiefelt in seinem Bett und in den Betten seiner Eltern herum. So genoß er das Geschenk des Oheims in vollen Zügen, und wenn er fiel, so fiel er weich und tat sich nicht weh. Daß ihm nun auch dieses Vergnügen gelegt und er bedeutet wurde, man ginge niemals mit Schuhwerk an den Füßen ins Bett, versteht sich von selbst. Aber wichtiger war doch, daß der Kleine bewiesen hatte, er wisse sich in Nöten und Verlegenheiten zu helfen und werde immer einen Ausweg finden. So hat er sich sein ganzes Leben hindurch gezeigt.

Als der Knabe vier Jahr alt war, starb seine Mutter — ein herber Verlust für ihn, den er freilich noch nicht zu ermessen verstand. Da tat ihn denn sein Vater zu einer Dame in die Schule, welche Anfänger unterrichtete. Hans Peter bekam bei ihr sein Abc-Buch, in welchem außer den Buchstaben wie einzelnen Silben und Wörtern auch kleine Reime und Verschen und kleine Geschichten standen. Er war kaum ein Vierteljahr in dieser Schule gewesen, so sagte er eines

Tages zu seiner Wärterin, die mit ihm im Hofe spielte, sie möchte ihn doch einmal überhören. Sie macht das Abc-Buch auf, das er ihr eingehändigt, und nun sagte er das ganze Buch von Anfang bis zu Ende, ohne zu stocken und Fehler zu machen, auswendig her. Steht nun in einem solchen Abc-Buch auch bei weitem nicht so viel und so wichtiges wie in der Bibel, so zeigte doch diese Leistung Hans Peters nach nur einem Vierteljahr Unterricht, daß er einen sehr guten Kopf, eine schnelle Auffassungsgabe und ein ausgezeichnetes Gedächtnis besaß. Das hat sich auch Zeit seines Lebens bewährt. Die Wärterin war aber so erstaunt über die Gelehrsamkeit ihres Schützlings, daß sie ausrief: „Der wird noch einmal Bischof werden!" Diese ihre Voraussage ist in der Tat eingetroffen, wenn Hans Peter es auch nicht, wie sie meinte, zu einem Bischof der schwedischen Staatskirche (in der es auch Bischöfe gibt), sondern nur zu einem Bischof der kleinen Brüderkirche gebracht hat.

Im Jahre 1789 bekam der Knabe eine zweite Mutter. Sie liebte ihn so, als ob er ihr eigenes Kind wäre, und er hing wieder an ihr mehr als an seiner ersten Mutter, die so früh gestorben war, daß er sie noch nicht recht mit Bewußtsein geschätzt und geliebt hatte. Ja diese Liebe zwischen Mutter und Sohn wuchs beständig und vertiefte sich immer mehr. Als beinahe 50 Jahre später, d. h. 1836 der Sohn, der inzwischen schon lange Missionar in Afrika gewesen war, ihr schreiben konnte, er werde nach Europa zum Besuch kommen, da brach die derweile alt und grau gewordene zweite Mutter vor Freuden in einen Tränenstrom aus und rief beständig: „Ich werde meinen Hans Peter wiedersehen, ich werde meinen Hans Peter wiedersehen!" Leider ging diese Hoffnung nicht in Erfüllung. Denn der Sohn wurde in der Hauptstadt eines deutschen Landes von einem Fürsten, der sich nicht genug von der Mission erzählen lassen konnte und viel für sie getan hat, so lange festgehalten, daß er nicht mehr zur alten Mutter nach Schweden reisen konnte, sondern gleich nach England und von da auf sein

Arbeitsfeld in Afrika zurückkehren mußte. So blieb nichts anders übrig, als das Wiedersehen zwischen Sohn und Mutter aufzuschieben bis zu ihrer Vereinigung in einer anderen Welt, daheim beim Herrn, wo es keine Trennung und keinen Abschied mehr gibt.

Unter dem Schutze der neuen Mutter gedieh nun Hans Peter, zu dessen Knabenjahren wir wieder zurückkehren, nach Leib und Seele vortrefflich. Er kam auch bald von jener Dame weg, bei der er das Abc gelernt, und wurde zu einem Lehrer in eine richtige Knabenschule gebracht. Das Lernen war ihm auch hier eine Lust, er konnte sich nie genug tun, und da sein Gedächtnis nicht einem Siebe oder gar einem Faß ohne Boden glich, sondern treu und stark war, behielt er auch alles fest und sicher, was einmal in den kleinen Kopf seinen Einzug gehalten hatte. Er war außerdem ein gehorsamer Knabe, darum hatten ihn seine Lehrer gern. Seine Kameraden liebten ihn nicht minder; denn er war immer fröhlich und guter Dinge, ja, hatte ihm einer etwas zu leide getan, so trug er es ihm nicht nach, sondern vergab und vergaß bald. Auch die Leute, die in der Nachbarschaft um seines Vaters Haus herum wohnten, waren dem Hans Peter wohlgewogen. Das zeigte sich recht bei einem eigentümlichen Anlaß. Es herrschte damals, ich weiß nicht, ob in allen schwedischen Schulen, aber jedenfalls in den Schulen zu Malmö eine merkwürdige Sitte, die wir lieber eine Unsitte nennen wollen. Jeder Knabe brachte nämlich täglich eine Flasche Bier mit zur Schule, die in der Frühstückszeit getrunken wurde. Mochte das Bier nun auch ein recht leichter, unschuldiger Gerstensaft sein, so tut's doch nicht gut, Kinder schon so frühzeitig ans Biertrinken zu gewöhnen; sie hätten mit Wasser ebenso gut ihren Durst stillen können. Und dann kann man sich ja leicht vorstellen, wie es den armen Bierflaschen erging mitten unter der Schar munter herumspringender und sich balgender Knaben. So kam denn Hans Peter eines Tages weinend aus der Schule, einer seiner Kameraden hatte ihm unversehens die Bierflasche zer-

schlagen. Ehe er indes das väterliche Haus erreicht hatte, redete ihn einer der Nachbarn freundlich an und fragte: „Hans Peter, warum weinst du denn?“ Der Knabe erzählte sein Mißgeschick und sprach noch die Befürchtung aus, der Vater werde ungehalten sein und ihn bestrafen. „Dem Schaden kann abgeholfen werden. Warte ein wenig!“, sagte der Nachbar, ging in sein Haus und kehrte mit einer leeren Bierflasche zurück, die er dem Knaben schenkte. „Und weißt Du, wenn Dir wieder eine entzwei geht, so komm nur zu mir. Ich werde dir immer helfen!“, sagte der gutherzige Mann. Und er hat Wort gehalten. In dem nun folgenden Winter büßte der Knabe durch eigene oder anderer Unachtsamkeit nicht weniger als elf Bierflaschen ein. Immer aber gab der „gute und getreue Nachbar“ eine heile als Ersatz, obwohl die Bierflaschen damals nicht so billig waren wie heutzutage.

Eigentümlich war auch, daß Hans Peters Vater niemals ein Schulbuch für seinen Sohn anzuschaffen brauchte, sondern daß der Knabe sich alle selber bezahlte. Damit hing es so zusammen. Hans Peter war ein großer Freund der Natur, alle Pflanzen, alle Tiere interessierten ihn, vor allem aber hatte er die Vögel sehr gern. Er legte sich also aufs Vogelfangen und hatte bald darin eine große Meisterschaft erlangt. Nun muß man freilich sagen: Es ist eine etwas wunderliche Liebe zu den Vögeln, wenn man sie einfängt und ihrer Freiheit beraubt. Heutzutage denkt man zum Glück anders darüber als damals. Damals fanden aber die Erwachsenen nichts arges darin, geschweige denn ein halbwüchsiger Schulbub. So fing also Hans Peter drauf und dran Vögel, namentlich Singvögel, und verkaufte sie dann. Von dem Erlös aber bezahlte er alle seine Schulbücher, um seinen Eltern — und das war wieder hübsch von ihm — die Ausgaben dafür zu ersparen.

Bald hatte er indes auch auf der gewöhnlichen Knabenschule ausstudiert und bezog nun die Lateinschule seiner Vaterstadt, wir würden jetzt sagen, das Gymnasium. Da bekam er einen ihm bald sehr lieben Kameraden. Ein Onkel

und eine Tante seines Vaters waren nämlich beide dicht nach einander gestorben und hatten einen Knaben Karl Hallbeck, hinterlassen, der ganz in Hans Peters Alter war. Hans Peters Vater nahm nun diese Waise, die eigentlich sein eigener Vetter und Hans Peters Oheim war, aus Mitleiden ganz zu sich ins Haus. Karl war auch fleißig und gelehrig. Da gab es denn ein ganz ergötzliches Schauspiel. Die beiden Hallbecker, Oheim und Neffe, ruhten nicht, bis sie in der Klasse, in welche sie zugleich eingetreten waren, sich die beiden obersten Plätze erobert hatten. Und so ging es weiter, Klasse für Klasse; stets hatten die beiden Hallbecker die ersten Plätze inne, und zu Hause lernten und studierten sie so eifrig zusammen und nahmen es sich so genau, daß keiner ihrer Kameraden ihnen jemals ihre Ehrensitze streitig machen konnte. Selbst in der Abgangsprüfung, die sie nach Verlauf von einigen Jahren ablegten, als sie die Lateinschule durchlaufen hatten, erhielten Neffe und Oheim die besten Zeugnisse von allen.

Hans Peter war nun 16 Jahre alt. Für welchen Lebensberuf sollte er sich entscheiden? Darüber herrschte längst volle Klarheit. Seine eigene Neigung und der Wunsch seiner gottesfürchtigen Eltern begegneten sich in dem Entschluß, daß er Prediger werden müsse. Das war ja außerdem der erste Schritt dazu, daß die Prophezeihung seiner Wärterin in Erfüllung gehen und er es einmal dahin bringen konnte, Bischof zu werden. So bezog er die Hochschule zu Lund, arbeitete dort ebenso fleißig wie bisher, gewann sich die Zufriedenheit und Gewogenheit seiner Professoren und machte nach zweijährigem Studium der Gottesgelehrheit, das damals kürzer währte als heutzutage, sein erstes Examen, das er denn auch mit höchstem Lobe bestand. Er durfte nun zwar predigen und tat das auch gleich nach seiner Rückkehr in seiner Vaterstadt zur Freude seiner Eltern und Bekannten. Indes ein selbständiges Pfarramt konnte er unmöglich schon bekommen. Er war ja erst ein junges Blut von 18 Jahren; auch hatte er noch nicht die Weihe zum

Predigtamt erhalten; das konnte nach den gesetzlichen Bestimmungen erst geschehen, wenn er 25 Jahre alt geworden war. Was nun tun bis dahin? Wie seine Studiengenossen in gleicher Lage beschloß er, Hauslehrer zu werden. War ihm im Leben bisher alles glatt und leicht gegangen, so stellten sich nun jedoch die ersten Schwierigkeiten ein. Er suchte nach einer Stelle, andere taten es für ihn, indes es wollte sich nichts finden. So verging eine längere Zeit. Untätig blieb er nicht, er abeitete für sich, er machte sich hie und da nützlich, aber es drückte ihn doch, daß er seinen Eltern die schon so große Ausgaben für ihn gehabt hatten, noch länger zur Last fallen sollte, ohne sich etwas zu verdienen. Da befand er sich eines Tages bei einer älteren Dame, die einer Mädchenschule vorstand und die ihm von Jugend auf immer viel Freundlichkeit erwiesen; ihr klagte er seine Not. Über dem kam ein Prediger der Stadt zu Besuch, der auch mit dieser Dame bekannt war, und bat den jungen Hallbeck, er möge am nächsten Sonntag für ihn predigen. Hans Peter getraute sich's nicht; denn es war schon Mittwoch, und da er noch nicht im Predigen geübt war, fürchtete er, nicht mehr fertig werden zu können mit einer Predigt. Die Dame hörte den beiden eine Zeitlang stille zu, wie sie hinüber und herüber sprachen. Dann sagte sie plötzlich sehr entschieden: „Hans Peter, du predigst nächsten Sonntag. Sie Herr Pastor tun aber auch etwas für den armen Burschen, der schon lange vergeblich nach einer Stelle sucht. Sie gehen jetzt nach Hause und schreiben gleich nach Lund an Professor X und fragen ihn, ob er nicht dem jungen Hallbeck eine Stelle als Hauslehrer verschaffen könne." Die beiden jungen Männer lächelten zwar ein wenig über diesen strengen Befehl, aber erklärten beide, sie wollten gehorsam sein. Einige Tage darauf setzt sich Professor X in Lund gerade an seinen Schreibtisch, um einen ganz anderen Brief zu beantworten. Der Brief war aus Gothenburg gekommen, das man auf schwedisch „Göteborg" schreibt und „Jöteborch" ausspricht. Es ist eine schmucke, lichte Stadt und viele liebe Menschen wohnen darin. Ge-

schrieben hatte den Brief ein gewisser Pastor Stare, der dort Prediger der Brüdergemeine war und außerdem eine Schule leitete. Pastor Stare hatte den Professor brieflich gebeten, er möge ihm einen jungen Mann nennen, der in einer dem Pastor befreundeten Familie als Hauslehrer einzutreten bereit sei; es müßte aber ein netter begabter und ernster junger Mann sein. Der Professor will nun eben antworten, er wisse leider keinen solchen Mann vorzuschlagen. Da klopft's, der Briefträger tritt ein und bringt den Brief, welchen jener Prediger in Malmö auf Befehl der alten Dame an den Professor geschrieben hatte, um dem jungen Hallbeck eine Hauslehrerstelle zu verschaffen. Der Professor wundert sich über diese eigentümliche Fügung, schreibt nun aber in ganz entgegengesetzten Sinn, als er ursprünglich beabsichtigt, nach Gothenburg und empfiehlt den jungen Hallbeck, legt auch den erhaltenen Brief des Predigers bei. Infolge davon bekam Hans Peter nun die langersehnte Anstellung als Hauslehrer zugesichert. Dadurch erhielt sein Leben aber, wie wir bald sehen werden, eine entscheidende Wendung, an welche er selbst vorher niemals gedacht hatte. Sie ist ihm als ein deutlicher Fingerzeig, ja als ein väterliches Eingreifen seines Gottes stets wichtig geblieben, und er hat noch sehr oft, selbst nach vielen Jahren, in Worten herzlicher Dankbarkeit davon gesprochen.

Fröhlich und getrost reiste er also noch im Jahre 1802 nach Gothenburg und trat seine neue Stellung an. Es gefiel ihm sehr gut in jener Familie. Nur eins war ihm unangenehm und peinlich, das nämlich, daß jene Familie mit Pastor Stare Verbindung hatte und zu einem geschlossenen Kreise von Freunden der Brüdergemeine gehörte. Er hatte auf der Universität viel Ungünstiges von der Brüdergemeine gehört und war unter anderem heftig dagegen eingenommen, daß sie Sendboten oder Missionare ausschicke, um den armen Heiden das Evangelium zu verkündigen. Jeden, der ihm vorausgesagt hätte, er selber werde noch einmal als ein solcher Missionar und zwar gar

im Namen und in Diensten der Brüdergemeine ausziehen, würde er damals voll Entrüstung einen falschen Propheten genannt haben. So kann Gott der Herr den Sinn und das Herz der Menschenkinder wandeln und umgestalten, wenn sie in der Schule seines Geistes lernwillige Schüler sind. Zunächst verharrte der junge Hallbeck indes in seinen Vorurteilen; ja es gewährte ihm eine große Genugtuung und Freude, daß er an einigen Personen, die jenem Kreise von Freunden der Brüdergemeine angehörten, allerhand Mängel und Fehler entdeckte. Das war Wasser auf seine Mühle. Sie sind alle auf einem falschen Wege und dienen Gott nicht in der rechten Weise, dachte er; an die will ich mich gewiß nicht anschließen, sondern ich will Prediger der schwedischen Kirche werden. Gelegentlich besuchte er zwar auch die Gottesdienste, die Pastor Stare hielt, aber nicht weil sie ihm gefielen, sondern weil er das für seine Pflicht ansah. Gingen doch seine Schüler gern in diese Gottesdienste, und da wollte er dieselben nicht verletzen dadurch, daß er selber diesen Gottesdiensten stets fern blieb. Auf diese Weise wurde er jedoch mit Pastor Stare persönlich etwas bekannt. Dieser brauchte dann im Jahre 1803 einen Lehrer für seine Schule, da der bisherige unerwartet plötzlich hatte austreten müssen. Er verständigte sich darum mit jener Familie, in welcher der junge Hallbeck Hauslehrer war, und bat diesen nun, ob er ihm nicht für ein bis zwei Monate aushelfen wollte, bis ein neuer Lehrer gefunden wäre. Der junge Hallbeck war's zufrieden, ohne freilich zu ahnen, daß aus den ein, zwei Monaten — beinah sieben Jahre Lehrerdienst bei Pastor Stare werden sollten. Das kam nämlich so. Er, der Zeit seines Lebens ein sehr warmes Herz für die Jugend hatte, fühlte sich bald heimisch unter der größeren Schar von Knaben, die er nun zu unterrichten und zu beaufsichtigen hatte. So bat er um Entlassung von seinem Hauslehrerposten, die ihm auch gewährt wurde, da sich bald ein passender Ersatz für ihn in jener Familie fand. Dann aber bekam er auch allmählich ganz andere Ansichten über die Brüdergemeine. Pastor

Stare, der seine Abneigung gegen dieselbe kannte, bemühte sich freilich ganz und gar nicht, ihn umzustimmen, aber er erlaubte ihm, alle Schriften in seiner großen Büchersammlung zu lesen, welche ihm gefielen. Da las nun der junge Hallbeck eine beträchtliche Anzahl Bücher über die Brüdergemeine und aus derselben, die ihm eine völlig andere Meinung beibrachten. Darin bestärkte ihn auch der damalige Bischof von Gothenburg, der mit Pastor Stare befreundet war. Hallbeck begann bereits den Gedanken zu fassen, ob er nicht auch sich an jenen Kreis von Freunden anschließen sollte, ja ob nicht, wie er selbst schreibt, seine ganze Lebensführung und die verschiedensten Vorkommnisse seit seiner Jugend ihn darauf hinwiesen, ein Mitglied dieses kleinen Kirchleins zu werden. Was ihn jedoch noch zurückhielt, waren die Aussichten auf eine glänzende Laufbahn im Dienst der schwedischen Kirche, die man ihm bei seiner großen Begabung machte.

Da unternahm er im Jahre 1804 eine Reise nach Christiansfeld, einem Brüdergemeinort, der auch damals zu Dänemark gehörte. Er sollte einige Knaben aus Schweden in ihre Heimat zurückholen, die mehrere Jahre in der dortigen Erziehungsanstalt zugebracht hatten. Man nahm ihn in Christiansfeld freundlich auf. Das machte indes auf ihn keinen so tiefen Eindruck wie die christliche Liebe, Freundlichkeit, Dienstfertigkeit und Herzlichkeit, die im gegenseitigen Verkehr der in Christiansfeld ansässigen Einwohner herrschte. Er hatte früher wohl von dergleichen gelesen, aber stets gedacht: Das ist Übertreibung! So etwas gibt es auf Erden nicht, wenigstens nicht heutzutage. „Hier aber wurde ich, wie er selbst schreibt, mächtig an die Worte in der Apostelgeschichte (4, 32) erinnert: Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele." Nun stand sein Entschluß fest. Nach Gothenburg zurückgekehrt, trat er sofort jenem Kreise von Freunden der Brüdergemeine bei und fühlte sich sehr glücklich in der Mitte derselben. In dieser Zeit machte auch eine Predigt von Pastor Stare einen

besonders tiefen Eindruck auf ihn und gereichte ihm zu ganz besonderem Segen. Hallbeck war ja jederzeit vor den Augen der Menschen ein acht- und ehrbarer, ja auch ein gottesfürchtiger junger Mann gewesen. Aber darauf kommt's doch nicht oder jedenfalls nicht allein und in erster Linie an, was wir vor Menschen Augen sind, sondern wie wir vor Gottes Augen uns ausnehmen. Der reine, heilige Gott kennt uns selbst nun, kennt unsre Taten, unsre Worte und unsre Gedanken aus dem Grunde, die Gedanken der Eigenliebe und des Hochmutes, der Mißgunst und Feindseligkeit, der Undankbarkeit und des Ungehorsams, und wie diese bösen Gedanken alle heißen mögen. Darum ist auch vor ihm kein Mensch rein, heilig und gerecht, sondern wir sind allzumal Sünder. Das wußte und fühlte auch der junge Hallbeck, darüber war er oft recht herzlich und aufrichtig betrübt. Indes er meinte auch zugleich, seine Betrübnis über seine Sünden sei noch nicht tief und verzweifelt genug, seine Angst und sein Schrecken vor dem Zorn Gottes noch nicht erschütternd und zermalmend genug. Darum dürfe er auch noch nicht zu unserm Heiland Jesus Christus kommen und ihn um Vergebung, Gnade und Frieden bitten. In jener Predigt zeigte jedoch Pastor Stare auf Grund des göttlichen Wortes, jeder betrübte Sünder sei, wie er sei, zum Heiland eingeladen. Auch diejenigen würden nicht von ihm hinausgestoßen, die darüber betrübt seien, daß sie nicht noch viel betrübter über ihre Sünden seien. „Gerade das, so schreibt Hallbeck selber, war ein Evangelium für mich. Ich war froh, als die Predigt aus war, und ich die süße Einsamkeit genießen konnte. Mein Herz empfand, was Worte nicht beschreiben können. Es war der erste Tag in meinem Leben, an dem ich sagen konte: Der Heiland ist mein und ich bin sein! Es war zu gleicher Zeit der Anfang eines Lebens der Glückseligkeit und Tätigkeit, von welchem ich bisher keinen Begriff gehabt hatte."

Nun blühte auch Pastor Stares Schule mehr als je. Die Schüler lernten mit Lust und Liebe und hingen an

ihrem Lehrer und der wieder fühlte sich so wohl und glücklich unter seiner jungen Schar, daß es keinen vergnügteren Lehrer geben konnte als Hans Peter Hallbeck. Er verschrieb sich bald von Hause seinen jüngeren Bruder Paul, von dem wir bisher nicht gesprochen haben, als Gehilfen in der Schule. Zum tiefen Schmerz beider Brüder starb ihr geliebter Vater 1807 am Nervenfieber. Bald darauf erkrankte auch Hans Peter selber so gefährlich, daß er sich am Rande des Grabes befand und jedermann an seinem Aufkommen verzweifelte. Doch Gott der Herr, der ihn noch im Dienste seines Reiches brauchen wollte, ließ ihn wider Vermuten völlig genesen. Im Jahr 1810 litt es ihn aber nicht länger mehr in seinem Vaterlande, obwohl ein großer Teil seiner Verwandten, deren Stolz er war und die Großes von ihm erwarteten, ihm geradezu feind darüber wurde, daß er sich der Fremde zuwandte. Er indes, über den Willen seines Gottes in vielen Gebetskämpfen ganz zur Klarheit gekommen, übergab seine Lehrerstelle an seinen Bruder Paul und sagte Pastor Stare Lebewohl. Er wollte gern die Brüdergemeine in ihrer eigentlichen Heimat kennen lernen, sich ihr ganz anschließen und in ihren unmittelbaren Dienst treten. Deshalb hatte er an die kirchlichen Leiter der Brüdergemeine in Berthelsdorf bei Herrnhut in Sachsen geschrieben und um Aufnahme gebeten. Indes noch ehe ihre Antwort eintraf, im Juni 1810 reiste er schon nach Deutschland ab. Freundlich empfangen und gleich angestellt wirkte er nun weitere drei Jahre als Lehrer auf dem Katharinenhof in Hennersdorf bei Herrnhut, wo sich damals eine höhere Bildungsanstalt befand. Dazwischen predigte er häufig in deutscher Sprache, die er sehr bald beherrschte, sowohl in Herrnhut als auf den umliegenden Dörfern. Im Jahre 1813 wurde er nach Gracehill in Irland an die dortige höhere Bildungsanstalt und 1815 nach Fairfield in England als Mitprediger berufen. Diese Jahre, in Großbritannien zugebracht, wurden höchst bedeutungsvoll für seine Zukunft; denn er lernte nun englische Sprache und englische Sitten

gründlich kennen, ja vollständig beherrschen. So kam das Jahr 1817 heran. Es brachte ihm eine Berufung zum Leiter und Vorsteher der Mission der Brüdergemeine in Südafrika. Er kam von England auf kurze Zeit nach Deutschland zurück und verheiratete sich am 20. Juli in Neusalz an der Oder mit einer deutschen Lehrerin, Johanne Christiane Beck. Dann reiste das jung vermählte Paar nach seinem neuen Bestimmungsort ab und traf am 17. Dezember 1817 in Kapstadt ein. Mit dem Missionar Hans Peter Hallbeck haben wir es also von nun ab zu tun.

Von 1817 bis 1840, also 23 Jahre lang, hat Missionar Hallbeck der Mission gedient und ist einer der tüchtigsten Missionare gewesen, welche die Brüdergemeine überhaupt besessen hat. Wollte man alles erzählen, was er unter Gottes Gnadenbeistand ausrichten durfte, so müßte dies Büchlein drei bis vier Mal länger werden, als es ist. Aber etwas von dem, was er erlebt und getan, und zwar hauptsächlich solche Dinge, die für Euch, junges Völklein, nützlich und ergötzlich zu lesen sind, will ich Euch schon mitteilen.

Seinen eigentlichen Wohnort fand Missionar Hallbeck in Gnadental. Diese Missionsstation, die erste im Kapland, war 1793 gegründet worden. Von Kapstadt reiste man damals im Ochsenwagen, dem landesüblichen Fuhrwerk, vier Tage bis Gnadental; zu Pferde konnte man den Weg in 2 bis 2½ Tagen zurücklegen, während man heuzutage mit Hilfe einer Eisenbahn nur einen Tag dazu braucht. Diesen Weg hat Missionar Hallbeck sehr oft, meist zu Pferde, machen müssen, wie er überhaupt genötigt war, sehr viel umherzureisen. Wohl konnte er dazwischen lange Zeiten hindurch ungestört in Gnadental den zum Christentum übergetretenen Hottentotten predigen, diejenigen, die noch Heiden waren, im Christentum unterrichten wie an der Unterweisung und Erziehung der Jugend teilnehmen. Daneben aber war er ja auch zum Leiter der ganzen Mission ernannt. Als solcher mußte er gelegentlich die schon 1808

entstandene, zweite Missionsstation Mamre (früher Groenekloof genannt) besuchen und da zum Rechten sehen. Seinen Weg dahin nahm er meist über Kapstadt. Als Leiter der Mission mußte er aber auch darauf bedacht sein, das Missionswerk auszubreiten; denn es gab noch sehr viel Heiden im Kaplande. Während seiner Dienstzeit wurden nun nicht weniger als vier neue Stationen in sehr verschiedenen Teilen des Landes gegründet, 1818 Enon, 1824 Elim, 1828 Silo, 1839 Clarkson. Diese Gründung von neuen Stationen, jederzeit ein sehr schwieriges und mühsames Werk, besorgte er natürlich nicht allein, sondern die übrigen Missionare halfen ihm treulich; er aber mußte doch mit dabei sein, mußte mit den englischen Staatsbehörden Unterhandlungen und Beratungen führen (auch ein Anlaß zu immer neuen Reisen nach Kapstadt), mußte die passenden Stellen in der Wildnis auswählen und nachher öfters auf Besuch erscheinen, um zu sehen, welche Fortschritte die neu angefangene Arbeit mache und mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen habe. So ging's nicht anders, er mußte viel unterwegs sein.

Auf diesen Reisen nun, aber auch daheim, hat er in oft wunderbarer Weise die Leitung und den Schutz Gottes erfahren. Als er im Jahre 1827 mit Missionar Fritsch für eine Reihe von Wochen an die damalige östliche Grenze des Kaplandes geritten war, um die Mission unter den wilden, heidnischen Kaffern anzufangen und den Platz auszusuchen, auf dem nachher die Station Silo angelegt wurde, kam er in große Lebensgefahr. Er streifte eines Tages allein umher und begegnete einer Schar bewaffneter kaffrischer Krieger, raubgieriger Gesellen, die ihn anbettelten. Das war aber kein gewöhnliches Betteln, sondern da hieß es: Und gibst Du nicht willig, so brauch ich Gewalt.. Sie zuckten drohend ihre Assagai, ihre Speere, gegen ihn. So verteilte er alles, was er bei sich hatte, unter sie, sein Geld, das Taschenmesser, das Schnupftuch usw., bis seine Taschen völlig leer waren. Zum Glück trug er seine Taschenuhr nicht

bei sich. Befriedigt zogen die Räuber ab. Da kam aber noch einer, der hinter den anderen zurückgeblieben, und begehrte auch sein Teil. Vergeblich suchte der Missionar ihm klar zu machen, daß er nichts mehr habe. Er kehrte seine Taschen um, doch der Kaffer wurde immer zorniger, packte endlich den Wehrlosen und holte mit seinem Assagi aus, um ihn zu durchbohren. Hallbeck glaubte, seine letzte Stunde sei gekommen. Er erhob unwillkürlich nicht bloß seine Augen, sondern den ihm frei gebliebenen Arm gen Himmel, um von dort Hilfe zu erbitten. Dann senkte er den Arm wieder und streifte dabei ganz zufällig mit der Hand seinen Hals, ja berührte auch das Halstuch. Da schoß ihm wie ein Blitz der Gedanke durch den Kopf: „Versuch's mit dem Halstuch!" Gedacht, getan. Er knüpfte es los und bot es dem feindlich gesinnten Krieger an. Zu seiner großen Beruhigung und Freude nahm dieser es entgegen und zog befriedigt damit seinen Kameraden nach. So war der Missionar gerettet. — Ein anderes Mal war er auf der Reise nach Enon begriffen, nur begleitet von einem Hottentottenknaben. Sie ritten auf einem echt afrikanischen Gebirgsweg dahin, der Weg selber schmal, zur einen Seite des Weges ein Abgrund, zur anderen eine senkrecht aufsteigende Felswand. Der Weg macht eine scharfe Biegung. Da kommen den beiden Reitern zwei Löwen, gemächlich auf dem Wege dahinschlendernd, entgegen. Die Tiere, nur 10 bis 15 Schritt von den unbewaffneten Reitern entfernt, machen sofort Halt und schicken sich an zum Sprung. Die Reiter ihrerseits können weder umkehren, noch zur Seite ausbiegen, ihre Rosse zittern fühlbar unter ihnen, das Mähnenhaar derselben sträubt sich. Was tun? Es war nur das Werk eines Augenblickes, daß der Missionar mit erhobenem Auge den Gebetsseufzer: „Herr hilf!" emporsandte. Dann richtet er einen durchdringenden Blick erst auf den einen, hernach auf den anderen Löwen, gibt seinem sich aufbäumenden Pferde mit voller Kraft die Sporen, sein Begleiter tut das Gleiche und wie ein Sturmwind brausen die beiden Reiter zwischen den

beiden Löwen hindurch, die unbeweglich und wie aus Erz gegossen auf ihrem Fleck verharren. Als die Geretteten endlich, ein gutes Stück vorwärts gekommen auf dem Wege, ihre mit Schweiß und Schaum bedeckten Rosse zum Stehen gebracht hatten, nahm der Missionar seinen Hut ab, faltete seine Hände und richtete in seinem eigenen wie des Jünglings Namen ein lautes, inbrünstiges Dankgebet zu Gott dem Herrn, der seine Engel wieder wie einst in Daniels Löwengrube zu Schutz und Schirm der Seinen ausgesandt hatte. Darauf ritt er mit seinem tiefergriffenen, jugendlichen Begleiter getrost seine Straße weiter. —

Eines Tages arbeitete er im Gnadentaler Missionsgarten. Er bückt sich, um eine hochaufgeschossene Unkrautstaude auszureißen und faßt sie dicht über der Wurzel an. Da fühlt er, wie sich um seinen nur von dem Hemdsärmel bedeckten Arm etwas ringelt und windet. Ein Blick überzeugt ihn, daß es eine der giftigsten Schlangen Südafrikas ist, eine sogenannte Puffotter, deren Biß unbedingt tötlich wirkt. In aufblitzender Geistesgegenwart zwickt er sie mit der frei gebliebenen Hand in den Schwanz, worauf sie, wie er berechnet, sich mit dem Kopf und oberen Teil ihres Leibes rasch von seinem Arm loswindet, um nach der ihr Schmerz verursachenden Hand zu beißen. Diesen Augenblick benutzt er aber ebenso rasch, um den Schwanz des Tieres loszulassen und sie durch einen kräftigen Ruck von dem noch halb gefesselten Arm herab auf den Erdboden zu schleudern. Dann greift er nach dem Spaten, führt einen sicheren Hieb, und es gibt eine Puffotter weniger im Kaplande.

Wie aber diese Tätigkeit im Garten schon andeutet, so war Missionar Hallbeck ein Mann, der überhaupt keine Arbeit scheute, auch die äußerlichste nicht, wenn sie nur dem Missionswerk dienen konnte. Als seine künftigen Mitarbeiter im Kaplande von seiner Berufung gehört hatten, waren sie, die ihn persönlich nicht kannten, wenig erfreut darüber. Er war ja, wie sie sich ausdrückten, der erste „Gelehrte", welcher als Missionar nach Südafrika berufen wurde, d. h. er hatte

eine Universität besucht und die Gottesgelehrtheit studiert, er war ein belesener und gebildeter Mann. Sie dagegen waren praktische Leute des Handwerks, deren geistige Bildung wohl ausreichend für ihren Beruf, aber doch viel geringer war als die eines, welcher noch einmal so lange auf der Schulbank gesessen war. Darum empfingen sie ihn mit einem doppelten Vorurteil; als „Gelehrter" müsse er, so meinten sie, einen gewissen Wissensdünkel besitzen, und sich über sie erhaben wähnen; als „Gelehrter" müsse er sich aber auch im tagtäglichen praktischen Leben nicht Rat wissen und alles am verkehrten Ende anfassen. Sie sahen jedoch bald ein, wie sehr sie sich geirrt hatten. Denn einmal verkehrte er ganz brüderlich, freundlich und demütig mit ihnen; sodann aber stand er ihnen in praktischer Tüchtigkeit sehr bald gar nicht nach. Warum? Weil es eine besondere Eigentümlichkeit dieses Mannes ausmachte, daß er nie glaubte, ausgelernt zu haben, sondern daß er sein ganzes Leben lang alles, was er nicht konnte und was ihm doch für seinen Beruf von Nutzen sein mußte, sich unermüdlich aneignete. Und das ist für einen Missionar gerade sehr wichtig. Denn ein großer Teil der heidnischen Völker, zu welchen die Missionare kommen, sind in vieler Beziehung recht unwissend und ungeschickt, ihre Handwerker taugen nicht viel oder sie haben überhaupt keine. Darum muß ein brauchbarer Missionar in alle Handwerke ein wenig oder recht viel hineinzupfuschen verstehen und eine Art Tausendkünstler sein. So weit brachte es auch Missionar Hallbeck. Als er einmal von Kapstadt zurückreiten wollte nach Gnadental, wo er besonderer Umstände wegen dringend nötig, ja damals geradezu unentbehrlich war, mußte er erst sein Pferd beschlagen lassen, das auf der Hinreise ein Hufeisen verloren. Der Schmied jedoch, an dem er sich deshalb wandte, erklärte, jetzt habe er keine Zeit dazu; er wolle erst ein in Arbeit befindliches Stück fertig machen, solange müsse der Herr Missionar schon warten. Aber warten, das war es eben, was Missionar Hallbeck nicht konnte. Was tun? Er nahm ganz

einfach ein beim Schmied vorrätiges Hufeisen, ergriff dessen Handwerkszeug und beschlug selber sein Pferd. Dann bezahlte er das Hufeisen, schwang sich in den Sattel und jagte davon, daß Kies und Funken stoben und der Schmied ihm voll Bewunderung nachsah. Erzählen kann ich Euch das, aber dem Missionar es nachmachen — nein, das kann ich nicht, und Ihr vermutlich auch nicht; denn ein Pferd so beschlagen, daß man seinen Huf nicht verletzt und es infolge davon lahmt, das erfordert schon eine nicht geringe Geschicklichkeit.

Ein andermal mußte in Gnadental ein neues Missionsgebäude aufgeführt werden. Da halfen ja auch Hottentotten dabei, aber einige Missionare hatten die Leitung in Händen und besorgten die Hauptarbeit. Mögen sie, hätte Missionar Hallbeck denken können; ich bin der Leiter der Mission und tue bei solchem groben Werke nicht mit. Doch nein, so sah er's nicht an, sondern karrte in seinem Arbeitsanzug redlich mit die Bruchsteine herbei, die den Grund des neuen Gebäudes bilden sollten. Da kommt atemlos und bleich vor Aufregung ein anderer Missionar gestürzt und ruft: „Bruder Hallbeck, der Gouverneur ist eben gekommen. Er ist in Deiner Stube, wartet dort und will Dich sprechen." Der Gouverneur — das war freilich nicht ein Mann, wie sie zu Dutzenden auf der Straße herumlaufen, sondern in ganz Kapland gab's nur einen einzigen; es war der höchste britische Regierungsbeamte, ein großer, vornehmer, machtgebietender Herr, aber dabei doch ein Herr, bei welchem Missionar Hallbeck in guter Gunst stand und öfters eingeladen war, wenn er sich in Kapstadt aufhielt. Auf die Kunde von seiner Ankunft hin setzt der Missionar also seine Karre ab, geht eiligen Schrittes durch die Hintertür ins Wohnhaus, wirft im Schlafzimmer seine schafledernen Hosen und seine Leinwandjacke, wie sie damals alle Missionare trugen, von sich, fährt erst ins Waschbecken, dann in seinen feinsten schwarzen Anzug und steht gleich darauf geschniegelt und gebügelt vor dem Herrn Gouverneur, um sich in gewandtester und verbindlichster Weise mit ihm zu unterhalten. Missionar

Hallbeck war äußerlich ein hochgewachsener, stattlich aussehender und dabei ein vielseitiger Mann, der es verstand, hoch zu sein und niedrig zu sein, mit Hottentotten und mit Gouverneuren umzugehen und dort holländisch, hier englisch zu sprechen. Er konnte außer in seiner schwedischen Muttersprache sich ganz fließend englisch, holländisch und deutsch ausdrücken, mündlich wie schriftlich. Ich habe sehr viele deutsche Briefe, ja sogar einige deutsche Gedichte von ihm gelesen, bin aber nur äußerst selten auf einen kleinen Sprachfehler gestoßen. Indes alles, was er wußte, konnte und hatte, mußte dem einen ausschließlichen Zwecke, der Beförderung des Reiches Gottes in der Heidenwelt, dienen. Dafür wußte er den Gouverneur, wußte er Beamte und eingewanderte Ansiedler zu erwärmen; auch die Achtung und das Vertrauen, das der durchs ganze Land bekannte Mann in hohem Maße genoß, wußte er zu diesem Zwecke auszunützen. Ja, für ihn selbst war kein Opfer zu groß, wenn dieser Zweck in Betracht kam. In Gnadental sollte eine durchaus notwendige, feste Brücke über den in der Nähe befindlichen Fluß Sonderend gebaut werden, doch wollte das dazu erforderliche Geld nicht langen. Da bekam Missionar Hallbeck von einem Freunde gerade eine Summe Geldes geschenkt mit der ausdrücklichen Bestimmung, es für sich selbst oder seine Familie anzuwenden. Der Beschenkte gab es jedoch sofort zu dem Brückenbau her. Ein jüngerer Missionar, der zufällig von der eigentlichen Absicht, in der das Geschenk gegeben worden war, Kunde erhalten hatte, erhob Einwendungen und sagte zum Schluß: „Vater Hallbeck, denkst Du denn gar nicht an Deine Kinder?“ Da erwiderte der Angeredete: „Für die Mission muß ich jetzt sorgen, für meine Kinder wird der Heiland künftig sorgen!“ Und doch hatte er nicht weniger als sieben Kinder, von denen freilich zwei in jüngeren Jahren ihm in die Ewigkeit vorangingen. Und doch hing er, der ja überhaupt ein großer Kinderfreund war, zärtlich an seiner eigenen Schar junger Menschenpflänzlein, nahm, wenn er konnte, an ihren Spielen teil, bereitete ihnen

manche Freude und wies sie mit großer Treue zum Herrn Jesus, dem wahren Kinderfreunde, hin. Auch kostete es ihn und seine Frau bittere Schmerzen genug, das kleine Volk zu weiterer Erziehung nach Deutschland zu senden und ohne es in Afrika auf der Mission zurückzubleiben.

Bei Missionar Hallbecks *Liebe zu den Kindern und zu der heranwachsenden Jugend* müssen wir aber noch etwas länger verweilen. Einmal recht krank an einem Halsübel, das ihm Zeit seines Lebens gelegentlich immer wieder zu schaffen machte, lag er zu Bette. Er benutzte diese unfreiwillige Untätigkeit, um in seinen Gedanken das ganze Missionswerk zu prüfen und sich zu überlegen, ob nicht da und dort noch Verbesserungen vorgenommen werden könnten. Da fiel es ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen, daß für die *kleinen* Kinder in Gnadental, für die Kinder im Alter von zwei, drei bis zu sechs Jahren, noch gar nichts geschähe. Die Väter dieser Kleinen waren häufig auf längere Zeit von der Missionsstation abwesend, um anderswo Arbeitsverdienst zu suchen, während die Mütter am Vormittag vielfach das Jäten, Pflanzen und Ernten in ihren Gärten besorgten und sich um ihre Kleinen nicht recht kümmern konnten. Außerdem gab es viele Eltern, die eben erst oder noch nicht einmal dem Heidentum Lebewohl gesagt hatten und keineswegs schon den richtigen Verstand und die nötige Weisheit besaßen, um ihre Kinder christlich zu erziehen. So wurden die Jugendjahre dieser Kinder vergeudet, ihre Anlagen nicht geweckt, keine christlichen Samenkörner in ihr Herz gestreut, ja sie brachten die Vormittage vielfach auf der Gasse zu, zankten sich, beschmutzten sich und lernten sich gegenseitig allerhand Unarten und Schlechtigkeiten ab. Wurden sie dann mit sechs, sieben Jahren in die eigentliche Schule eingeführt, so hatte man oft, namentlich im Anfang, seine liebe Not mit ihnen; sie waren nicht blos ganz unerzogen, sondern auch ganz ungezogen. Das fiel dem Kranken schwer aufs Herz. Gewohnt, einen guten Gedanken sofort in Tat und Leben umzusetzen und

kraftvoll durchzuführen, erhob er sich, wieder genesend, von seinem Lager mit dem Entschluß: „Wir müssen eine Kleinkinderschule gründen." Zum ersten Versuch ließ er sich eine ganze Anzahl solcher kleiner Wesen in einen gerade unbenutzten Schulraum zusammenholen und begab sich dann, mit seiner Geige bewaffnet, unter die Schar. Aber o weh! Den Kleinen wurde über der ganz ungewohnten Lage, ohne ihre Mütter allein mit dem fremden Mann zusammen, sehr bange, und als nun gar der Missionar seine Geige ertönen ließ, und seine schönsten Weisen zu spielen anfing in der Hoffnung, die junge Schar zu erfreuen, begann erst das eine, dann ein zweites und davon angesteckt schließlich die ganze Gesellschaft ein Mark und Bein durchdringendes, mörderisches Weinen, Heulen und Schreien anzustimmen. Je länger und eifriger der Missionar geigte, desto schlimmer wurde es. Er geriet halb in Verzweiflung und ließ endlich seine Geige verstummen. Aber das Heulkonzert der kleinen braunen Kinder ging weiter. Was sollte er tun? Da kam ihm ein guter Gedanke. Er zog sein Taschentuch heraus, machte in jeden Zipfel einen Knoten und setzte sich diese eigentümliche Kopfbedeckung auf. Dann nahm er wieder die Geige zur Hand, strich sie wacker und hüpfte zugleich, immer das neugeschaffene Mützchen auf dem Kopf, in dem Schulsaal umher. Da endlich verstummte das Weinen; ja nicht bloß das, die Kleinen fanden vielmehr diesen Anblick so ergötzlich, daß sie alle in ein nicht enden wollendes, fröhliches Gelächter ausbrachen. Nun hatte der Missionar sie so weit, wie er sie haben wollte. Sie blieben fröhlich und guter Dinge, sie fürchteten sich nicht mehr vor ihm. Nach einiger Zeit fing er an, ihnen etwas zu erzählen, dann spielte er „blinde Kuh" mit ihnen, darauf übte er ein Kinderliedchen mit ihnen ein, es folgten wieder Gesellschaftsspiele, zuletzt betete er mit ihnen. So waren die Vormittagsstunden rasch vergangen und die Mittagsstunde da. Nun schickte er die kleine Schar nach Hause, nachdem ihm jedes vergnügt und glücklich zum Abschied das braune Händchen gegeben. Das war der An-

fang der Gnadentaler Kleinkinderschule, die noch heutigen Tages sich in gesegnetem Gange befindet. Zunächst beschränkte Missionar Hallbeck sich darauf, eine kleinere Anzahl von Kindern alltäglich von 8 bis 12 Uhr um sich zu versammeln. Aber die Schar mehrte sich bald, denn die Kinder erzählten sich's untereinander, wie schön es in der neuen Schule wäre und immer mehr begehrten auch daran teilnehmen zu dürfen. Im Jahre 1831 mußte darum ein eigenes großes Haus für die Kleinkinderschule gebaut werden, das am 12. September eingeweiht wurde. Nun fanden sich alltäglich 114, ja nach kurzer Zeit beinah 200 Kinder ein; der Missionar sah sich darum genötigt, einen gewissen Ezechiel Pfeiffer, einen Hottentottenjüngling, den er zum Lehrer ausbildete, sowie zwei Missionsfrauen zu Gehilfen anzunehmen. Da hatten denn die kleinen Leute ihr eigenes schönes Reich. Bunte Bilder hingen an den Wänden, Bilderbücher gab es, einen kleinen Wagen, in dem sie sich gegenseitig herumfahren konnten, ein Wiegenpferd, das von erstaunlicher Länge gewesen sein muß; denn wie Missionar Hallbeck an eine seiner Töchter in Europa schreibt, nicht weniger als fünf Kinder konnten gleichzeitig auf dem Rücken desselben Platz nehmen. Noch verschiedenes andere Spielzeug war vorhanden. Und es wurde doch nicht bloß gespielt. Der Missionar pries ihnen vielmehr die Liebe des großen Kinderfreundes, des Herrn Jesu, so eindringlich an, daß manches Kind einen Eindruck davon für sein ganzes Leben erhielt. Er verfaßte auch in der holländischen Landessprache verschiedene kleine Schullieder, die sie auswendig lernten. Sie sind später in einem Büchlein von 32 Seiten gedruckt herausgegeben worden und werden noch heute auf verschiedenen Missionsstationen in den Kleinkinderschulen gebraucht. In netten, kindlichen Versen wird erst auf 8 Seiten von den hauptsächlichsten Ereignissen und Personen des alten Testamentes erzählt. Darauf folgen 6 Seiten, die vom Leben, Leiden und Sterben Jesu Christi handeln. Auf 12½ Seiten werden weiter sehr ergötzliche verschiedene Tiere wie der

Elefant, das Kameel, das Renntier u. s. w. bis zum Wall-fisch herab beschrieben. Hieran schließen sich zwei Schullieder. Den Beschluß macht ein allerliebstes Lied, das „Morgen-lektion“ genannt wird. Es fängt so an:

Wenn ich vom Schlaf erquickt erwach',
Ist Dankgebet mein erste Sach'.
Ich danke Gott, denn er gibt mir,
Was Leib und Seel hat nötig hier usw.

Aus der biblischen Geschichte wurde den Kindern viel erzählt, und sie waren mehr bewandert darin als manches Erwachsene, das nicht im Schoße christlicher Gemeine geboren, sondern erst später aus dem Heidentum in dieselbe aufgenommen worden war. Die Größeren lernten auch die Buchstaben kennen und brachten es so weit, daß sie kurze, leichte Sätze lesen konnten. Viel gesungen wurde ebenfalls, fromme geistliche Gesänge und muntere, lustige Weisen. Die kleinen waren so vergnügt und glücklich in ihrer Schule, daß öfters einzelne, die von ihren Müttern wegen Unwohlseins zu Hause behalten worden waren, sich im geheimen davonschlichen und doch ihren Vormittag beim Missionar zubrachten; sie hätten ja am Nachmittag noch Zeit krank zu sein. Durch Gehorsam, Dankbarkeit und ein gewecktes, gelehriges Wesen vergalt die junge Schar die auf sie verwandte Mühe. Da war z. B. ein kleines Mädchen, an welches der Missionar einmal die Frage richtete: „Haben wir etwas, was Gott uns nicht gegeben hat?“ Er erwartete natürlich, sie würde nein sagen. Statt dessen antwortete sie: „Ja!“ — „Nun, was denn?“ forscht er weiter und denkt, nun werde ihre Weisheit bald zu Ende sein und sie zu Schanden werden. Doch nein, die Kleine sagt: „Die Sünde!“ War das nicht eine nette und zugleich sehr verständige Antwort? — Da hatte der Missionar einmal davon gesprochen, daß man andrer Leute Gut, auch wenn man es als verlorenes Gut irgendwo fände, sich nicht aneignen dürfe; das wäre auch Diebstahl. Kommt da nicht einige Zeit darauf ein kleiner Bube, dessen Eltern arm waren, bringt dem Missionar eine

Münze im Werte von einer Mark, die er auf der Straße gefunden, und bittet ihn, er möge doch den Besitzer derselben ermitteln und demselben sein verlorenes Geld wieder zustellen.

Indes wie lieb Missionar Hallbeck auch seine kleinen Freunde und Freundinnen hatte, er wandte auch den höheren Schulen, die schon lange in Gnadental bestanden, seine Aufmerksamkeit und Teilnahme zu, hielt häufige Schulprüfungen ab und brachte das ganze Schulwesen zu einer Blüte, die es vorher noch nicht erlebt hatte. Zwischen 4 und 500 Kinder besuchten schon damals täglich alle vorhandenen Schulen der Missionsstation. Mehrere Missionsfrauen leiteten auch am Nachmittag die älteren Mädchen in der Anfertigung von weiblichen Handarbeiten so gut an, daß dieselben mit ihren braunen, heißen Händen wahre Kunstwerke in Weißstickerei zustande brachten. Die meisten dieser Arbeiten wanderten dann nach London und wurden in vornehmen Kreisen gegen ein gut Stück Geld verkauft. Auch um das Wissen und die Bildung der Erwachsenen zu heben, die ja zum großen Teil als Heiden ohne jeden Schulunterricht aufgewachsen waren, tat er die ersten wichtigen Schritte. Für sie richtete er Abendschulen ein. An zwei Abenden der Woche versammelten sich Männer und Frauen und wurden im Lesen holländischer wie englischer Bücher, im Schreiben und Rechnen geübt. Außerdem aber wurde ihnen in leicht faßlicher Weise das Notwendigste aus der Weltgeschichte, Erdkunde und Naturgeschichte beigebracht. Ihre Zahl stieg bald auf 100, dann gar auf 200 Personen, und verschiedene Lehrer und Lehrerinnen mußten dabei dem Missionare beistehen; unter letzteren befand sich auch längere Zeit seine eine Tochter, die als erwachsen aus Europa nach Afrika zurückgekehrt war. Für diese erwachsenen Abendschüler legte der Missionar ferner eine Büchersammlung an, deren Schriften nützlichen und bildenden Inhaltes er an jene zum Lesen in ihren Häusern auslieh; dieselben waren zum

größten Teil Geschenke von Mitgliedern der Brüdergemeine Zeist in Holland.

Noch wichtiger aber war die Gründung der Gnadentaler Gehilfenschule. Schon 1829 hatte Missionar Hallbeck den Anfang damit gemacht, einen Hottentottenjüngling durch Privatunterricht zum Lehrer unter seinen Landsleuten auszubilden. Im Lauf der Jahre hatte er das Gleiche mit noch einigen anderen Jünglingen versucht und zwar mit gutem Erfolg. Dadurch ermutigt und durch das freigebige, große Geschenk eines deutschen Fürsten in den Stand dazu gesetzt, ging er an die Errichtung einer eigenen Anstalt, in welcher begabte und fromme Jünglinge für den Lehrerberuf erzogen und unterrichtet wurden, und zwar um nicht bloß der Brüdermission, sondern auch anderen Missionsgesellschaften in Südafrika zu dienen. Sie trägt eben jenen Namen Gehilfenschule. Im November 1838 wurde der Grund zu dem zweistöckigen Gebäude gelegt, in welchem diese Bildungsanstalt sich befindet, am 12. September 1839 wurde es eingeweiht. Es traten sogleich neun Jünglinge in dasselbe ein, zu denen sich sehr bald noch zwei andere gesellten. Das bedeutete einen sehr großen Fortschritt, das war ein Werk, welches für die Zukunft Sorge trug. Nun brauchten doch nicht mehr ausschließlich weiße Missionare, die aus weiter Ferne mit vielen Kosten über das Meer gekommen, die getauften Heiden und ihre Kinder zu unterrichten. Nein, nun stellten die getauften Heiden aus ihren eigenen Reihen die für den Schulunterricht nötigen Lehrer, so daß die braunen Heidenkinder von ihren ebenso braunen Landsleuten unterrichtet werden konnten. Noch heute blüht diese Bildungsanstalt und erweist sich fort und fort als eine sehr gesegnete Einrichtung.

Nun müssen wir aber, um die Erzählung von dem Leben dieses vor anderen tüchtigen Missionars zu Ende zu führen, ein paar Jahre vor die Gründung der Gehilfenschule zurückgreifen. Im Jahre 1836 trat zu Herrnhut in Sachsen eine sogenannte Generalsynode zusammen, d. h. es fanden sich

dort Abgesandte der Brüdergemeinen in Deutschland, in England und Nordamerika ein, um die der Brüderkirche anvertraute Arbeit zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter Christen und Heiden einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Hallbeck wurde auch dazu berufen als Vertreter der Mission in Südafrika und als Kenner der Heidenmission überhaupt. Im März reiste er mit seiner Frau, einigen Missionswitwen und neun Kindern von Missionsgeschwistern aus Afrika ab und blieb vom Mai bis in den Oktober in Herrnhut. Hier nahm er an allen Beratungen regen Anteil und trug durch seinen weisen Rat zu mancherlei Verbesserungen und Fortschritten bei. Hier ging auch die Voraussage seiner Wärterin: „Der wird noch einmal Bischof werden!“ in Erfüllung; er wurde zu einem Bischof der Brüderkirche geweiht. Im Oktober reiste er dann mit seiner Frau und seiner Tochter Gustava über Dresden, Berlin, Frankfurt am Main und Neuwied nach Zeist in Holland*). Von Zeist ging die Reise weiter nach London, wo er am 7. Dezember 1836 eintraf. Die Zeit bis Ende März 1837 verbrachte er auf Reisen in England, Irland und Schottland, überall predigend und von der Heidenmission erzählend. Hier erfuhr er auch, daß ihm ein eigentümliches und schmerzliches Mißgeschick zugestoßen sei. Da er schon in Deutschland so viel die Kreuz und Quer umherreisen mußte, hatten er und seine beiden Begleiterinnen nur das Nötigste von ihren Sachen bei sich, alles andere aber, dazu auch noch mancherlei schöne und wertvolle Geschenke für die Mission, war als Frachtgut nach Altona gesandt worden und sollte von dort aus mit

---

*) Von hier nahm er eine Druckerpresse mit, die er auf sein Bitten hin geschenkt bekam, um die Schulbücher für seine Hottentottenkinder in Gnadental selber drucken zu lassen. Leider hat der Missionar, der auf Hallbecks Betrieb hin das Drucken gelernt hatte, sie unbenutzt stehen lassen. Doch 1859 wurde sie hervorgesucht und mit ihrer Hilfe die Druckerei eröffnet, welche noch heute besteht, in Verbindung mit der Gehilfenschule gebracht worden ist und dem Missionswerk vortreffliche Dienste leistet.

einem Schiff direkt nach London befördert werden. In den Weihnachtstagen 1836 wüteten indes besonders wilde Stürme, jenes Schiff ging unter und alle mitgesandten Sachen der drei Reisenden wurden in der tiefen See begraben. Vieles davon wie Wäsche und Kleidungsstücke konnte ja wieder ersetzt werden und wurde es auch durch die Gunst teilnehmender Freunde. Aber worüber Missionar Hallbeck am meisten trauerte, ausführliche Aufzeichnungen über sein Leben, interessante Briefe, wertvolle Aufsätze über die Mission — alles das war unwiederbringlich verloren. Wäre das nicht geschehen, so würde ich auch noch mehr hübsche Geschichten von ihm zu erzählen haben. Indes es war so Gottes Wille, und da wollen wir uns eben so ergeben darein finden wie Missionar Hallbeck, was uns doch jedenfalls bedeutend leichter fällt als ihm selber. Auch im Anfang der am 22. März 1837 angetretenen Seereise nach Südafrika hatten die Reisenden mit allerhand Widrigkeiten zu kämpfen und trafen erst am 26. Juni in Kapstadt ein. Von den Hottentotten in Gnadental wurden sie dann mit großer Freude und Herzlichkeit empfangen. Viele von ihnen hatten ihre Häuser für die Ankunft des geliebten Lehrers von außen aufs neue weiß getüncht, damit die Missionsstation recht schmuck aussähe und die Ankommenden kein zu großes Heimweh nach den schönen Städten Europas befiele.

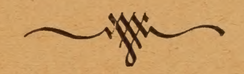
Seit seiner Rückkehr bis in den November 1840 arbeitete Missionar Hallbeck nun unverdrossen weiter in Gnadental, gründete 1838, wie schon erzählt, die Gehilfenschule und erteilte in derselben Unterricht. Er entwickelte auch eine besonders angestrengte Tätigkeit, als im gleichen Jahr die Sklaverei im Kaplande aufgehoben wurde und infolge davon viele frei gewordenen Heiden Aufnahme in Gnadental begehrten. Ja, die Anforderungen, die an ihn von allen Seiten gestellt wurden, wuchsen so, daß er der Arbeit kaum mehr Herr werden konnte; mußte er doch auch immer wieder dazwischen anstrengende, lange Reisen machen. Deshalb wandte er sich schließlich an seine kirchliche Oberbehörde in

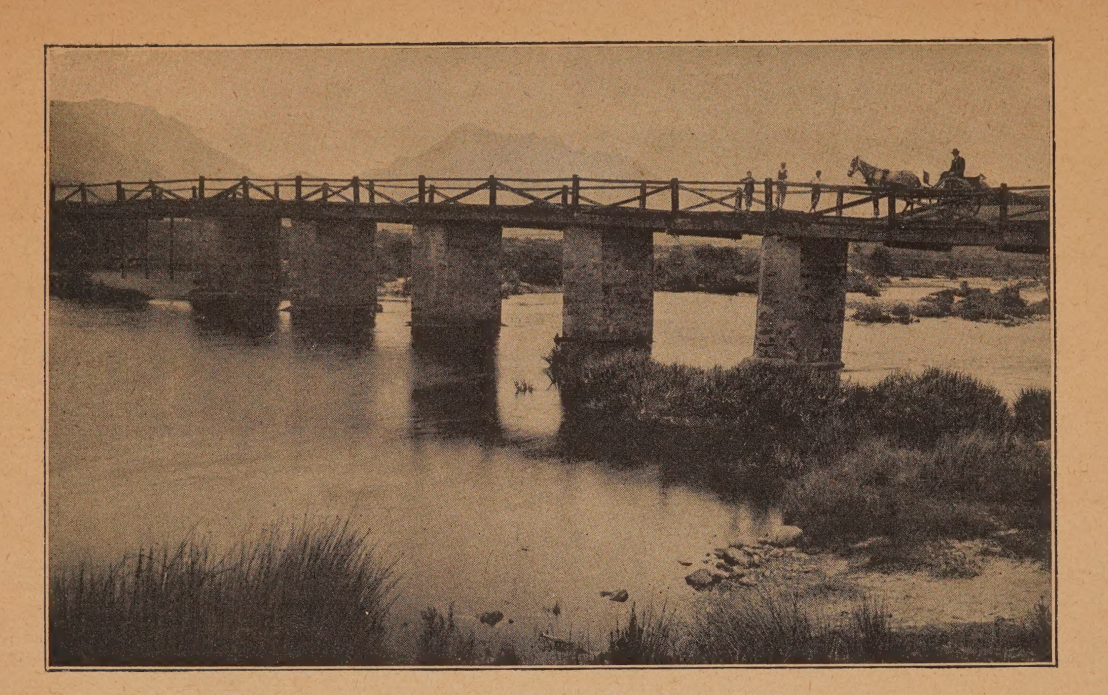
Deutschland und bat sie, ihm einen passenden Gehilfen zu senden. Jedoch ehe noch die Bitte erfüllt werden konnte, kam die Kunde, daß er am 25. November 1840 entschlafen sei. Am 13. November hatte er angefangen, sich unwohl zu fühlen, wollte aber zunächst nichts davon wissen, daß man einen Arzt herbeihole, was immer mit großen Kosten für die Mission verbunden war, da es in Gnadental selber keinen mehr gab und ein solcher weit hergeholt werden mußte. Schließlich wurde doch einer geholt, der die Krankheit für Gesichtsrose erklärte und geeignete Mittel verschrieb. Am 23. November schickte der Kranke indes nach Missionar Schopmann und erklärte dann diesem, es sei ihm klar geworden, daß ihn der Herr jetzt zu sich heimholen wolle. Er betete noch herzlich für seine Frau und Kinder und gab verschiedene Anordnungen für den Fall seines Todes. Dann stieg das Fieber, er redete irre, wurde dazwischen aber wieder klar in seinen Gedanken und Äußerungen. Am 25. November früh versammelten sich auf seinen Wunsch alle Missionare mit ihren Frauen um sein Lager und er nahm feierlich Abschied von ihnen. Eine ganze Stunde lang sprach er ununterbrochen und mit so vernehmlicher Stimme, daß auch die um die offenen Fenster draußen vor dem Hause gescharten Hottentotten jedes Wort verstehen konnten. Was er sagte, war ergreifend. Er redete von der Gnade Gottes in Christo. Sie sei der alleinige Grund der Lehre, auf die sich alles stützen müsse. Er ermahnte weiter die Missionare, treulich acht zu haben auf die ihnen anvertraute Herde und zuzusehen, daß keine Seele verloren gehe. Er ermunterte sie endlich zu gegenseitiger Liebe untereinander, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Dann pries er wieder die Gnade Gottes, die er selbst bereits genieße, und versicherte, sie gehe über alle Vorstellung. „Ich habe den Heiland und bin schon bei ihm!“ rief er aus. „O welch unaussprechliche Gnade!“ Darauf hielt er ein Gebet, in welchem er die Missionare, die Bewohner von Gnadental und das ganze Werk der Heiden-

mission dem Herrn empfahl. Schließlich erteilte er allen Anwesenden den Segen des Herrn und endigte mit einem dreifachen Amen. „Wir alle, schreibt Missionar Schopmann, zerflossen in Tränen, alles Irdische war uns entschwunden und unsre Herzen wurden auf unvergeßliche Weise erhoben zu dem, was droben ist.“ Später sammelten sich die Missionsgeschwister wieder um ihn und sangen ihm einige Liederverse, die vom Heimgang zum Herrn und von der Herrlichkeit des ewigen Lebens handelten. „Unaussprechlich ergreifend war es, ihn selbst mit einstimmen zu hören in die Strophen:

O, welche Freud' und welche Wonne,
Welch unaussprechlich heller Schein
Von aller Himmel Himmelssonne
Wird über unserm Haupte sein,
Wenn wir das neue Lied mitsingen,
Wo Gott sich sichtbar offenbart,
Und Ruhm und Preis und Ehre bringen
Dem Lamme, das geschlachtet ward!“ —

Den übrigen Teil des Tages lag der Entschlafende still und friedlich da. Gegen Abend wurde sein Atem kürzer und hörte um 6 Uhr ganz auf ohne vorangegangene Beschwerden oder Kämpfe. So entschlief dieser treue, ungemein tätige und reich gesegnete Knecht des Herrn, Hans Peter Hallbeck, erst 56 Jahre alt. —





Brücke über den Zonderend-Fluß, in der Nähe von Gnadental.